

Von Gregor XVI. weiß Ranke zu berichten, derselbe habe als junger Mönch bei einer theologischen Disputation die Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit verteidigt. „Als er nun Papst geworden war, stand es ihm felsenfest, daß er tatsächlich unfehlbar sei. Man erzählt, daß er einem Kardinal, der gegen ihn die Grundsätze einer gesunden Finanzwirtschaft verfocht, zu sagen pflegte, er sei Petri Nachfolger und könne als solcher nicht irren, sondern wisse alles besser als andere“ (S. 334). Was soll das alberne Mätzchen?

Dabei versichert uns der Autor allen Ernstes: „Daß ich meinen protestantischen Standpunkt nirgends verleugnet habe, wird mir von Billigdenkenden kaum zum Vorwurf gemacht werden. Und das wohl um so weniger, da ich mich bemüht habe, so objektiv als nur immer möglich zu berichten“ (Einleitung). Den guten Glauben des Verfassers in Ehren, aber dabei bleibt bestehen, daß seine Schrift der geschichtlichen Wahrheit und der katholischen Lehre in wichtigen Punkten nicht gerecht wird.

W. Kraß S. J.

Von alten Kriegskarten. Wissenschaftliche und populäre Zeitschriften, große Welt- und kleine Lokalblätter überbieten sich in diesen Tagen in der Darbietung von Kriegskarten und Schlachtplänen aller Art. Lange Jahre vor dem Ausbruche eines Krieges sind die Offizierkorps der verschiedensten Länder mit der Ausarbeitung der genauesten Operations-, Marsch- und Dislokationskarten, mit dem Entwürfe von Belagerungs- und Schlachtplänen und vor allem mit der Herstellung möglichst genauer Generalstabskarten beschäftigt. Kommt es dann zum Kampfe, so fehlt es am wenigsten an dem notwendigen Kartenmaterial. Im Mittelalter und selbst noch in der Renaissancezeit war das nicht so. Im Gegenteil, kein Zweig der Kriegführung wurde so stiefmütterlich behandelt wie die militärische Topographie. In Frankreich, Deutschland und Österreich kann von einer solchen erst am Ende des 16. Jahrhunderts die Rede sein, und erst zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges erscheint eine größere Anzahl bildlicher Erzeugnisse mit topographischem Charakter (vgl. Major Jos. Palduß, Historische Kriegskarten, in Militärische Rundschau, Wien 1913, Nr 196, S. 4).

Bei dem steten Fortschritt der Kriegskunst wurde die Darstellung der Schlachtfelder, Belagerungen, Lagerplätze und Marschlinien ein immer dringenderes Bedürfnis der Führung. Zur Zeit des spanischen Erbfolgekrieges (1701—1714) hat daher die Militärtopographie bereits zahlreiche und bedeutende Leistungen zu verzeichnen. Zur Schaffung einer besondern militärgeographischen Abteilung aber kam es damals noch nicht. Die Rekognoszierung des Terrains im näheren Bereich der Armee, die Aufnahme der Schlachtfelder, Befestigungen, Verteidigungsstellungen, die Ausmittlung der Marschlinien und Kantोनierungen, kurz die Durchführung aller topographischen Arbeiten, deren der Befehlshaber zur Durchführung seiner Operationen bedarf, war und blieb noch geraume Zeit mit dem Dienste des Ingenieurs verbunden. Erst unter Maria Theresia und Joseph II. kamen diese Obliegenheiten in das Ressort der langsam an Bedeutung gewinnenden taktischen Gehilfen der Führung, des Generalquartiermeisterstabes, des heutigen Generalstabes.

In Frankreich bildeten die mit den militärkartographischen Aufnahmen betrauten Ingenieure schon frühzeitig das Corps des Ingénieurs-géographes (zum Unterschiede von den gewöhnlichen königlichen Geographen und von den Genieoffizieren, denen nur die Anfertigung von Befestigungs-, Verteidigungs- und Angriffsplänen oblag; vgl. Berthaut, Les Ingénieurs-géographes militaires 1624—1831. 2 vol. Paris 1912). Im Deutschen Reiche und in Österreich führten dagegen die Ingenieure keinen amtlichen Titel, sie unterzeichneten sich als Ingenieur, Architekt, Militärarchitekt und Ingénieur de S. M. C. Ja in Österreich war bis zum Jahre 1717, in welchem Prinz Eugen die Gründung der beiden Genieakademien in Wien und Brüssel anregte, so wenig für den Nachwuchs militärgeographischer Kräfte gesorgt, daß man den Bedarf an Ingenieuren aus dem Auslande, selbst aus Frankreich, deckte. Mittels Kontraktes und unter Verleihung eines militärischen Ranges, wie Leutnant, Hauptmann, ja selbst General, wurden sachverständige Ausländer aufgenommen, und diese haben dann auf dem Gebiete der militärischen Kartographie mit den zeitgemäßen Mitteln Werke geschaffen, die für ihre Zeit als geradezu mustergültig bezeichnet werden müssen.

Leider waren diese so bedeutungsvollen kartographischen Schätze nur für den Gebrauch weniger Stellen bestimmt. Obwohl z. B. unter Kaiser Joseph II. und später unter Erzherzog Karl die topographischen Dokumente in der österreichischen Armee einem größeren Kreise von Offizieren zugänglich gemacht wurden, durfte doch noch im Jahre 1802 keinem Offizier ohne Bewilligung des Generalquartiermeisters ein Kartenwerk zur Benützung ausgefolgt werden. Die Aushändigung von Plänen war an die Erlaubnis des Erzherzogs selbst geknüpft. Man ging in der Vorsicht so weit, das Anbringen von Aufschriften an den Mappen und Kästen zu verbieten, damit sich ein Unberufener in dem vorhandenen Material nicht zurecht finden könne.

Sorgfältig verwahrt, harrten die kostbaren kartographischen Kleinode in den für die Außenwelt meist hermetisch verschlossenen Räumen der Kriegsarchive der Gunst kommender Zeiten. Und die Zeit hat Wandel geschaffen. Die Kriegsarchive haben ihre ehernen Pforten geöffnet, und bereitwilligst stellen sie jetzt ihre kartographischen Schätze dem Forscher zur Verfügung. In jeder Weise ist z. B. in Wien die Benützung des überreichen und vorzüglich geordneten Kriegskartenmaterials erleichtert. Nicht allein im Benützerzimmer des Kriegsarchivs ist das Studium der handschriftlichen Operations-, der Marsch- und Dislokationskarten, der Lager-, Schlachten- und Gefechtspläne, der Belagerungen, Stellungen und Verschanzungen möglich, sondern selbst in dem entferntesten Winkel der Monarchie werden dem interessierten Forscher die kartographischen Quellen zugänglich gemacht. Und was sind das nicht für Kostbarkeiten! Da ist eine Federzeichnung des Zuges Karls V. nach Tunis im Jahre 1535, ein Blatt, das wohl beim Untergang des kaiserlichen Feldarchivs den Bogen des Meeres entrisen wurde. Dort erblicken wir Originalzeichnungen des Kapitäns Kieci aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, die Belagerung von Heidelberg und Mannheim im Jahre 1622 darstellend. Und vom Dreißigjährigen Kriege angefangen bis in die neueste Zeit enthält die Sammlung in chronologischer Folge Karten und Pläne aus all den

vielen Kriegen, die das Haus Habsburg zu führen gezwungen war. Im ganzen sind es nicht weniger als 5605 Werke mit 9729 zum größten Teile gezeichneten Blättern. Um auch wenigstens einen der kartographischen Kupferstiche, die seit 1815 vorwiegen, hervorzuheben, so sei auf die Carta corografica della Divisione di Novara von Kapitän Bacler Dalbe hingewiesen, auf der die Schlacht von Novara 1849 erdacht wurde, wie eine eigenhändige Bemerkung des Feldmarschalleutnants Heß ausdrücklich bezeugt.

Was Baldus über den Nutzen der historischen Kriegskarten mit Bezug auf die in Wien aufbewahrten sagt, hat allgemeine Bedeutung: Nicht nur die geschichtliche Forschung über die ruhmreiche kriegerische Vergangenheit des Vaterlandes erhält hier Nahrung und Leben, auch für historische Kartographie und Topographie bilden die alten Kriegskarten eine Fundgrube, die, je mehr sie benützt wird, desto reicher spendet. Ein Beispiel aus meinen eigenen militärkartographischen Studien möge zum Beweise dienen. Mit Vorarbeiten für meine Programmabhandlung „Massenas Sturm auf Feldkirch am 23. März 1799“ (Feldkirch 1914, Unterberger. 36 S.) beschäftigt, erbat ich mir aus dem Kriegsarchiv in Wien drei handschriftliche Zeichnungen, welche den Kampf in großem Maßstabe veranschaulichen. In dankenswertester Weise wurde dem Wunsche entsprochen. Einer der Schlachtpläne trug den Vermerk: „Kopiert von Georg Ferdinand Bachmann Rhetoric. stud.“ Daß Bachmann im Schuljahre 1803/04 Schüler der Rhetorik in Feldkirch gewesen sei, war im Kriegsarchiv bekannt, nicht aber, von welcher Vorlage dieser seinen kriegsgeschichtlich höchst interessanten Plan „kopiert“ habe. Da war es mir nun möglich, festzustellen, daß einerseits die Vorlage von einem hauptbeteiligten Mitkämpfer, dem Artilleriesoldaten Jakob Saitisch, herrühre, und daß andererseits die Kopie keine slavische sei, sondern für die Lokalgeschichte höchst interessante Zusätze biete, u. a. die Darstellung des Denkmals, das dem in dem Kampfe gefallenen französischen General Müller errichtet wurde, und das längst spurlos verschwunden war. Die beiden andern handschriftlichen Zeichnungen trugen keinen Vermerk über ihren Urheber und ihre Bedeutung. Aber bei näherem Studium erwiesen sie sich als die Vorarbeiten für die große Karte (630 × 472 mm), welche der Erzherzog Karl seinem klassischen Werke „Geschichte des Feldzuges von 1799“ (Wien 1819) als ersten Schlachtplan beigelegt hat und auf den alle späteren kartographischen Darstellungen (wenigstens sechs) von Massenas Sturm auf Feldkirch mehr oder weniger zurückgehen. Alle drei Karten aber boten nicht nur für das Verständnis des Verlaufes der Schlacht, sondern auch für die damaligen lokalen Verhältnisse, wie die zahlreichen Feldbefestigungen, die ungleich größere Ausdehnung der Weinberge und Wälder, die alten Schlösser und Kirchen reichen neuen Aufschluß.

Finden sich in den Kriegsarchiven für gewöhnlich auch nur Kriegskarten, so hat sich in ihnen doch sicherlich auch manch anderes Kartenwerk erhalten. Berühmt sind z. B. die beiden großen handschriftlichen Seekarten der Münchener Armeebibliothek, welche uns über die Entdeckungen in Amerika, Afrika und Asien bis zum Jahre 1502 resp. 1506 zeitgenössische Kunde geben. Die Ausnützung der jetzt so leicht zugänglichen Kartenbestände der Kriegsarchive wird zweifelsohne nicht nur dem forschenden Militär einen unschätzbaren Beheiß bei seinen Studien über

die Großtaten seiner Armee bieten, sondern auch neue, überaus wertvolle Beiträge liefern für die historische Landeskunde und die Entwicklungsgeschichte der Kartographie, insbesondere der heute so wichtigen und so vorzüglichen Generalstabskarten.

Jos. Fischer S. J.

Eine neue Fausterklärung. Längst war es den Goetheforschern bekannt, daß in der Faustdichtung manche Anklänge an die mittelalterlich-jüdische Geheimlehre der sog. Kabbala enthalten sind. Goethe gab sich nach eigenem Geständnis als zwanzigjähriger Jüngling viel mit alchimistischen und ähnlichen abergläubischen Versuchen ab: er verschaffte sich allerhand Tiegel, Phiolen und Essenzen, bediente sich des Windseleins seiner pietistischen Freundin Fräulein v. Klettenberg, betrieb eifrig die Herstellung des heilbringenden Kieselastes und las mit fieberhaftem Interesse in Wellings Opus Mago-Cabbalisticum, in den Werken eines Theophrastus Paracelsus, in der Aurea Catena Homeri und in Arnolds berühmter „Kirchen- und Kegerhistorie“. Hermann Türck weist in seiner kleinen Schrift — ursprünglich ein Vortrag — „Magie, Alchimie, Mystik und Saint-Simonismus in Goethes Faust“ (Zena 1906) nach, daß der Dichter diese Erinnerungen an eine merkwürdige Periode seines Lebens im „Faust“ reichlich verwertet hat. Aber weder Türck noch irgend ein Forscher, der sich mit dieser Seite des Faustproblems befaßte, hat sich die Mühe genommen, der Sache auf den Grund zu gehen und das religiös-philosophische Weltanschauungssystem der Kabbala erschöpfend zu studieren.

Selbst Ferdinand August Loubier, der im Jahre 1887 sein zweibändiges, Aufsehen erregendes Werk „Sphinx locuta est. Goethes Faust und die Resultate einer rationalen Methode der Forschung“ (Berlin) erscheinen ließ und auch in späteren Schriften, besonders in „Chiffre und Kabbala in Goethes Faust“ (Dresden 1897) die Ansicht verteidigt, der deutsche Dichter habe den „Faust“ als Kabbalist geschrieben, nimmt diesen Ausdruck lediglich in einer etwas weiteren Fassung. Goethe hat nach Loubier in seinen Faust einen mehrfachen Sinn hineingelegt: einen poetischen, einen philosophischen, einen historischen und einen kabbalistischen. Unter letzterem versteht der Gelehrte aber nicht die mittelalterlich-jüdische Weltanschauung, sondern überhaupt eine geheime Deutung, die der Altmeister nach dem Vorbild der echten Kabbalisten mit den Gebilden seiner Phantasie verband. So ist nach Loubier z. B. die Mater gloriosa in der berühmten Schlussszene poetisch die Jungfrau Maria, philosophisch die Vernunft, historisch Kants Vernunft, kabbalistisch die „Hermetische Weisheit“.

Man mag über solche Auslegungskünste des eifrigen Forschers in vielen Fällen lächeln: unbestritten bleibt, daß es Loubier in fünfzehnjähriger unermüdlicher Tätigkeit gelungen ist, manche von den Rätseln zu lösen, die Goethe nach eigenem Geständnis in den Faust, besonders im zweiten Teil, „hineingeheimnist“ hat. D. Steinzünger weist das in seiner Broschüre „Goethes Faust — ein Geheimbuch“ (Hamburg 1906) für einige Stellen überzeugend nach und verteidigt den verstorbenen Gelehrten gegen die Angriffe der zünftigen Goethephilologen. Loubier selbst hatte alle die Jahre hindurch rastlos nach einer noch nicht veröffentlichten Schrift des alternden Goethe gesucht, die den Schlüssel zum „Faust“,